

Helga Weinzierl

All in – der Kartenmörder
Kriminalroman

federfrei 

Die letzten Stunden ihres Lebens zählten zu den schönsten. Sie kaufte Babykleidung. Maria Weingart war erst im zweiten Monat, doch sie konnte es sich nicht verkneifen, schon jetzt in diesen putzigen Gewändern mit Maschen und Dolden herumzuwühlen.

Ein hellblaues Strampelhöschen mit perlmuttfarbenem Herzchen am Vorderteil hatte sie schon erworben. Nun hielt sie ein flauschiges Jäckchen in die Höhe, lächelte und nickte zustimmend. Ja, das brauchte sie auch noch.

An der Kasse angekommen, zog eine wohlbeleibte Kassierin mit wabbelnden Doppelkinn die niedlichen Stücke über den Scanner und schenkte Maria dabei einen warmen Blick, als wären sie befreundet. Einem glücklichen Menschen liegt eben die ganze Welt zu Füßen, das hatte Maria Weingart in letzter Zeit schon oft erlebt.

Eigenartig, dachte sie, als sie das Kaufhaus verließ, warum greife ich immer zu blau? Ich weiß doch gar nicht, ob es ein Bub oder ein Mädchel wird? Egal, wahrscheinlich nennt man das weibliche Intuition. Umtauschen werde ich es jedenfalls nicht, wenn es eine Karin wird. Oder doch eine Melanie? Nein, Karin, da werde ich mich gewiss durchsetzen, sollte es wider Erwarten ein Mädchen werden.

Die Frage, wie das Kind nun wirklich heißen sollte, beschäftigte Maria noch, als sie in ihr Auto stieg. Natürlich musste sie die erworbenen Stücke gleich ihrer Freundin Bettina zeigen, die nicht weit von ihr entfernt wohnte. Sie stellte ihren silbergrauen Mazda am großen Parkplatz vor der Kleingartensiedlung ab, um den steilen Weg zu Bettinas Wohnhaus abzukürzen.

„Nun, hast du alle Läden leer gekauft?“, empfing sie ihre Freundin lächelnd an der Wohnungstür, während Maria Weingart die letzten Stufen des dritten Stockwerkes heraufkeuchte.

„Keine Sorge, ein bisschen hab ich den anderen Müttern auch noch übrig gelassen“, antwortete Maria vergnügt, „aber bei manchen Sachen konnte ich einfach nicht widerstehen.“

„Komm erst mal rein in die gute Stube und setz dich.“

Bettina ging voraus in ihr kleines, schmuddeliges Wohnzimmer, das wie immer unaufgeräumt war. Alte Zeitschriften und Bücher lagen auf dem befleckten Plüschteppich verstreut und Maria Weingart fragte

sich, ob der verstaubte Rauchglastisch neben dem abgewetzten Sofa jemals Bekanntschaft mit einem Putzmittel gemacht hatte.

Genau wie ihre Wohnung wirkte auch Bettina selbst immer etwas ungepflegt. Ihr kurzes, dunkelblondes Haar hätte einen pfiffigeren Schnitt benötigt, die tief liegenden, kecken Augen waren zwar mit schwarzem Kajal umrahmt, doch der Strich war schlampig und zu dick aufgetragen. Genauso eilig dürfte sie es beim Schminken ihrer Lippen gehabt haben. Das rosa Lipcloss war über den oberen Lippenrand verschmiert, sodass es aussah, als hätte sie nach einem fettigen Mahl vergessen, ihren Mund abzuwischen.

Egal, Maria Weingart würde diesmal keine Worte über die Schlampeigkeit ihrer Freundin verlieren. Bettina war eben ein Schmierfink, damit musste sie sich abfinden. Wahrscheinlich fand Maria das deshalb so störend, weil sie selbst immer großen Wert auf perfektes Make-up legte. Sie benötigte wenig davon. Mit dunklem Teint und ausdrucksstarken Augen gesegnet, brauchte sie fast keine Hilfsmittel, um ihr Erscheinungsbild zu verbessern. Trotzdem opferte sie ein vielfaches mehr Zeit für Körperpflege als ihre Freundin. Vom Putzen ganz zu schweigen. Staubtuch und Wischlappen gehörten zu Maria Weingarts Alltag wie Essen und Trinken. Ein sauberes und adrettes Heim war Voraussetzung dafür, dass sie sich wohlfühlen konnte. Dennoch, wie verschieden sie auch waren, Maria Weingart liebte und schätzte ihre Freundin Bettina. Mit niemandem konnte man so angeregt scherzen und plaudern.

Dementsprechend schnell verging die Zeit.

Als sie sich endlich auf den Heimweg machte, war es bereits viel zu spät.

*

Was unterscheidet einen Superbullen vom Durchschnittspolizisten? Diese Frage hatte sich Gottfried Buchner in den letzten Wochen oft gestellt. Nun konnte er sie beantworten. Neben Erfahrung und Wis-

sen benötigte man noch etwas Entscheidendes, um ein erfolgreicher Ermittler zu werden, nämlich Talent. Chefinspektor Heinrich Stifter, sein neuer Vorgesetzter, besaß all diese Voraussetzungen. Zusätzlich verkörperte er noch eine Eigenschaft, die nur die wirklich Großen auszeichnet – leidenschaftliche Begeisterungsfähigkeit, fast bis zur Bessenseheit.

Heinrich Stifter war ein begnadeter Polizist, hatte Charisma, wurde verehrt und auch gefürchtet. Viele Kollegen bewunderten „den Chief“, wie man ihn nannte. Als Stifter vor etwa fünf Jahren von Wien nach Linz gekommen war, hatte jeder über seine ungewöhnlichen Methoden gestaunt. Stifters Verhöre galten bereits jetzt als legendär. Hart, rau und doch von einer seltenen Einfühlsamkeit.

Kein noch so hart gesottener Bursche könne Stifters Scharfsinn entgehen, wurde erzählt.

Heute, vier Wochen nach Gottfried Buchners Dienstantritt in Linz, war es endlich so weit. Er durfte eines von Heinrich Stifters berühmten Verhören miterleben. Trotz seiner zwanzigjährigen Berufserfahrung als ehemaliger Landgendarm war Buchner aufgeregt wie ein Kind am ersten Schultag.

„Komm mit, damit du was lernst“, grölte der Chief und rammte ihm dabei seine Faust zwischen die Schulterblätter. Waren solche Motivations-Schläge auch durchaus freundschaftlich gemeint, erwiesen sie sich meist als eher schmerzhaft denn angenehm. Der stämmige, hochgewachsene Endvierziger schien seinen Schwung stets zu unterschätzen. Auch die Stimme des Chiefs passte zu seinem Erscheinungsbild – gewaltig und dröhnend. Kaum vorstellbar, dass diese Stimme jemals schmeicheln konnte. Doch Gottfried Buchner wurde bald eines Besseren belehrt.

Es ging um den Mord an einer Minderjährigen. Die vierzehnjährige Sarah war vergewaltigt und anschließend mit einem abgerissenen Stück Holzzaun erschlagen worden. Der herausragende rostige Nagel war dabei immer wieder tief ins Gehirn des Mädchens eingedrungen.

Die Bilder dieser Leiche hatten sich wie ein Brandzeichen in Buchners Gedächtnis gefressen. Noch heute wurde ihm schummrig, wenn

er an die Fotos dachte und Zweifel kamen in ihm hoch, ob er der Arbeit bei der Kriminalpolizei auch gewachsen war.

Verdächtigt wurde der Onkel des Kindes, der Bruder der leiblichen Mutter.

Stifter war sicher, dass der Mann die Tat begangen hatte. Aufgrund der geringen Gegenwehr des Opfers waren kaum Spuren hinterlassen worden. Möglicherweise hatte der Mörder ein Kondom benützt, denn es konnte auch kein Sperma gefunden werden. Nur ein einziger Zeuge hatte den Mann in Begleitung des Mädchens gesehen. Das genügte nicht, um den Täter zu überführen. Allein ein Geständnis konnte die Wahrheit ans Licht bringen.

Stifter wusste, dass alles von diesem Verhör abhing. Sollte es ihm nicht gelingen, den Mann so weit zu bringen die Tat zu gestehen, bestand Gefahr, dass der grausame Mord für immer ungesühnt blieb.

Es war bereits nach 22.00 Uhr, als Buchner seinem Vorgesetzten ins Vernehmungszimmer folgte. Er wusste, dass der Chief solch heikle Befragungen grundsätzlich nur dann durchführte, wenn es bereits stockfinster war. Einerseits gab das dem Verhör die nötige schaurige Atmosphäre, andererseits sollte dem Verdächtigen damit gezeigt werden, dass die Polizei rund um die Uhr an seinem Fall arbeitete.

„Du verhältst dich ruhig, wie abgemacht, ich werde den Kerl alleine bearbeiten“, befahl der Chief, als er die Türschnalle drückte.

Abgestandene, faulige Luft umhüllte Buchners Nase, als sie den kargen Raum betraten.

Der Verdächtige saß bereits an der Stirnseite des schlichten Vernehmungstisches, hinter ihm standen zwei uniformierte Wachebeamte, die jede Bewegung des Gefangenen aufmerksam verfolgten. Der zarte, schmalbrüstige Mann hielt sich aufrecht, ohne die Sessellehne zu berühren und zeigte Entschlossenheit. Als sich Heinrich Stifter neben ihn setzte und auch Buchner Platz nahm, blieb der Blick des Mannes fest und unbeirrbar. Er sah die beiden Polizisten feindselig an und schwieg.

Das Regal neben dem Vernehmungstisch war mit dicken Aktenordnern vollgestopft. Auf dem Rückenschild jedes einzelnen Ordners stand deutlich sichtbar der Name des Verdächtigen mit schwarzem Filzstift geschrieben. In Wahrheit enthielten viele dieser Ordner nur

abgelegte Rundschreiben, doch Stifter wollte den Schein erwecken, es wären bereits tonnenweise Fakten über den Fall gesammelt worden. Auch unter seinem Arm hielt Heinrich Stifter zwei dicke Mappen eingeklemmt, die er nun entschlossen auf den Tisch knallte.

„Wir wissen, dass du es warst“, brüllte er den Verdächtigen unvermutet an, „es gibt einen Zeugen, leugnen nützt also überhaupt nichts.“

Der Mann zuckte nur kurz mit den Achseln und blieb stumm.

„Nun, dann sehen wir uns mal genau an, was uns der geschätzte Herr Augenzeuge verraten hat“, blieb Stifter seinem lauten Tonfall treu, stand auf, nahm zwei Aktenordner aus dem Regal, legte sie auf den Tisch und setzte sich wieder. Er verschränkte seine Arme, lehnte sich zurück und beobachtete den Verdächtigen schweigend.

Genau dort, wo Stifter die beiden Ordner herausgezogen hatte, kam nun in Augenhöhe seines Gegenübers etwas zum Vorschein - die blutverschmierte Zaunlatte mit dem rostigen Nagel, das Tatwerkzeug. Jetzt konnte sie als stummer Zeuge der schrecklichen Tat wirken.

Und das tat sie.

Der vorerst noch feste Blick des Verdächtigen fiel sofort auf das Brett. Seine Augen begannen unruhig hin und her zu wandern, Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn.

Gleich darauf schrie Stifter den Mann abermals an, konfrontierte ihn mit den Tatsachen und wartete ab, bis dieser sich endlich wortkarg verteidigte. Dann wechselte Stifter seine Strategie. Vorerst noch der knallharte Bulle, begann er schließlich, sich mit warmherziger Stimme bei dem Mann einzuschmeicheln.

„Ich verstehe dich doch“, säuselte der Chief, „glaubst du echt, ich würde das nicht kennen? Diese jungen Dinger legen es doch nur darauf an. Die wollen ja gar nichts anderes. Ziehen sich derart aufreizend an, dass jeder Mann verrückt werden muss. Ich verstehe das. Außerdem – du wolltest sie bestimmt nicht töten. Nur lieben, ihr Gutes tun. Das dumme Ding hat es nicht begriffen, dass du sie nur beglücken wolltest. Nicht wahr?“

Der Verdächtige schluckte, seine Augen wurden nass. Die Lippen fest zusammengepresst, zwang er sich zu schweigen.

Stifter stand auf und legte die Hand auf seine rechte Schulter.

„Gibt's Kaffee in dieser Bude?“, fragte er einen der beiden Wachebeamten, der sich sogleich in Bewegung setzte. Als er kurz darauf zurückkam, nahm Stifter ihm die Tasse ab und reichte sie dem Verdächtigen. Lächelnd bot er ihm gleichzeitig eine Zigarette an und gab ihm anschließend Feuer. Wie er es fertig brachte, diesen Kerl so kameradschaftlich zu behandeln, war Gottfried Buchner ein Rätsel.

„Weißt, du“, fuhr Stifter freundlich fort, „wäre es wirklich deine Absicht gewesen, Sarah zu töten, dann hättest du doch ein anderes Tatwerkzeug benützt.“

Er ging zwei Schritte zu dem Regal und griff nach dem Holzstück.

„Hier, diese Latte beweist mir, dass du niemals vorhattest, ihr weh zu tun. Es lag einfach rum, dieses verdammte Holz. Du hast ganz einfach die Nerven verloren, so war es doch? Sarah schrie, wehrte sich gegen deine Liebe, da hast du eben zugeschlagen. Plötzlich hattest du dieses Ding in der Hand und konntest nicht anders. Du warst wie von Sinnen, Stimmt's? Niemand kann dich dafür verurteilen. Das verstehe ich doch, mein Freund.“

Dabei legte er das Holzstück auf den Tisch, genau vor die Augen des Verdächtigen.

Die Lippen des Mannes begannen zu zittern. Er starrte nur kurz auf das Tatwerkzeug, sah Stifter in die Augen, schüttelte seinen Kopf und murmelte: „Ich wollte ihr nicht weh tun. Ich habe Sarah geliebt. Sie war alles für mich.“

„Ich weiß“, entgegnete Stifter leise. Er wartete ab.

Der Mann ließ seinen Kopf sinken. Plötzlich richtete er sich wieder auf, sein Gesicht war krebsrot angelaufen. Wutentbrannt riss er das Holzbrett vom Tisch, schleuderte es an Stifter vorbei zu Boden. Gleich darauf sackte er zusammen, weinte, schluchzte und schnäuzte sich in die Hand. Dann schaltete Stifter den offiziellen Tonbandmitschnitt, das Aufnahmegerät ein und der Täter erzählte sich seine ganze Last von der Seele.

Maria Weingart ging beschwingt, kaum hörbar „Hänschen-klein“ summend zum Parkplatz. Von dort brauchte sie nur noch ein paar hundert Meter die Straße hinunterzufahren, und schon war sie zu Hause. Wie hatte sie die Zeit nur derart übersehen können? So ging es ihr immer, wenn sie Bettina besuchte. Nur gut, dass ihr Mann Peter heute wieder einen späten Kundentermin hatte. So konnte sie ohne schlechtes Gewissen mir ihrer Freundin plaudern. Dass die Mitternachtsstunde nun bereits überschritten war, bereitete ihr dennoch Unbehagen. Schließlich musste sie morgen früh raus. Aber es hatte eben gut getan, über ihre Pläne zu sprechen. Über die Freude, endlich Nachwuchs zu bekommen und über ihre Berufstätigkeit nach der Karenz. Es gab eben so vieles, was sie bedenken musste. Gut, dass Bettina eine verständnisvolle Freundin war.

Maria Weingart lächelte. Peter hatte bestimmt nichts dagegen, wenn Bettina die Patenschaft für die Taufe übernehmen würde. Warum war ihr dieser Gedanke nicht schon früher gekommen? Ihre Schritte wurden schneller. Vielleicht war Peter noch wach, dann würde sie ihn noch heute danach fragen. Und morgen Bettina die Neuigkeit gleich mitteilen.

Endlich war sie bei ihrem Wagen angekommen, stellte die Einkaufstaschen auf den Boden und kramte emsig in der Handtasche nach dem Autoschlüssel.

Plötzlich sprang etwas von hinten aus dem Gebüsch. Bevor Maria sich umdrehen konnte, spürte sie einen eisernen Griff um ihren Hals. Brutal drückte jemand so fest zu, dass sie unfähig war zu schreien. Nur ein unterdrückter, gurgelnder Laut entwich ihrer gequetschten Kehle. Ihre Hände ließen Autoschlüssel und Handtasche fallen, wollten nach oben greifen, um die würgenden Finger zu lösen, vergebens. Ein hilfloses Herumfuchteln ihrer Arme war alles, was sie zustande brachte. Ihre Beine versagten, verloren den Halt, hingen baumelnd an ihrem Körper. Sie wollten nach hinten schlagen, sich wehren, doch fehlte jegliche Kraft dazu. Irgendetwas tropfte auf ihre Brust, woher kam das? Blut?

Mein Gott, er hat mir den Hals aufgeschlitzt, sie wusste es, obwohl der Schock ihr den Schmerz ersparte. Instinktiv erkannte sie, dass ihr Leben vorbei war. Ohne Gegenwehr hing sie in den Armen ihres Mörders, konnte ihn nicht sehen, spürte nur seine tödliche Umklammerung. Warum? Keine Zeit danach zu fragen, die letzten Sekunden ihres Lebens gehörten ihrem ungeborenen Kind. Es tut mir so leid, mein Kleines, so leid, ich wollte dir so gerne das Leben schenken, verzeih mir. Nun im Sterben war sie sicher, dass es ein Junge war.

*

Gottfried Buchner wälzte sich schwitzend von einer Seite zur anderen. Er konnte nicht einschlafen. Noch immer hatte er das vor wenigen Stunden erlebte Verhör im Kopf. Zusätzlich quälte ihn eine Frage: War seine Entscheidung nach Linz zu gehen richtig gewesen? Manchmal zweifelte er an seinem Entschluss. Vielleicht lag es daran, dass er im letzten halben Jahr zu viel gearbeitet hatte.

All die neuen Eindrücke im Landeskriminalamt mussten erst geistig verdaut werden. Dazu kamen die besuchten Seminare in fallanalytischer Kriminalistik und Vernehmungstechnik. Schließlich galt es, mit dem Wissen seiner Kollegen mithalten zu können. Als Neuling war es nicht leicht gewesen, sich zu etablieren. So hatte er neben all seinen Schulungen auch noch dicke Wälzer über Gerichtsmedizin, forensische Untersuchungen, Profiling und sonstiges kriminalistisches Wissen durchstudiert. Abend für Abend bis nach Mitternacht hatte er gebüffelt wie ein Student vor der entscheidenden Staatsprüfung. Schließlich hatten seine Anstrengungen Früchte getragen. Die Kollegen hatten ihn, den unerfahrenen Dorfpolizisten aus der Provinz endlich als einen der ihren akzeptiert. Aus anfänglichem Misstrauen war ehrliche Kameradschaft entstanden, weil sie begriffen hatten, wie sehr er sich bemühte.

Bei Heinrich Stifter zu punkten war allerdings eine besondere Herausforderung. Ob ihm das gelingen würde, stand noch in den Sternen.

Das Läuten des Handys auf dem Nachtkästchen riss Buchner aus seinen Gedanken. Ein kurzer Blick auf den Radiowecker – es war erst vier. Wer um alles in der Welt konnte das sein?

„Komm sofort zum Bachlbergweg! Wann kannst du da sein?“, hörte er den Chief durch das Telefon.

Buchner setzte sich auf. Er musste überlegen, wo war das gleich? In Urfahr? Egal, er hatte ja ein Navigationssystem in seinem neuen Toyota.

„In zwanzig Minuten“, schätzte er.

„Okay, in zehn Minuten erwarte ich dich dort. Und zwar am Parkplatz der Kleingartensiedlung.“ Stifter hatte aufgelegt. Keine Zeit für Widerspruch.

„Was ist los?“, murmelte Gerlinde schlaftrunken.

„Schlaf weiter“, rief Buchner „ich muss weg, ein Einsatz.“

Erst jetzt begriff er, dass Stifter ihm nicht einmal Bescheid gesagt hatte, worum es ging. Wo war seine Brille? Nur keine übertriebene Hektik, schalt er sich, als er sie sogleich neben der Nachttischlampe ertastete.

In Windeseile hüpfte er in die Hose, streifte sein T-Shirt über, schlüpfte ins Sakko. Mein erster Linzer Mordfall, dachte er, und ich habe nicht einmal mehr Zeit vorher aufs Klo zu gehen.

„Ihr Mann hat sie vor einer knappen Stunde gefunden“, erklärte Stifter, gleich nachdem Buchner am Tatort angekommen war, „und dann musste er sie so finden, mausetot, mit aufgeschnittener Kehle. Scheußlicher Anblick, nicht wahr?“

„Wo ist der Mann jetzt?“, fragte Buchner, um sich blickend. Es war bereits hell. Die Junisonne erschien erschreckend früh am Morgenhimmel. Neben zahlreichen uniformierten Beamten erkannte er die beiden Männer von der Spurensicherung sowie den Gerichtsmediziner, Doktor Josef Glöck, der bereits seine Tasche schloss.

Einen weinenden Ehemann konnte er nirgendwo erspähen.

„Man hat den armen Kerl ins Krankenhaus gebracht“, antwortete Stifter, „doch nun zu dir, was kannst du auf den ersten Blick erkennen?“

Gottfried Buchner ging näher an die Tote heran und hockte sich nieder, um ihren eigenartig verrenkten Körper genau zu betrachten. Ihr von Blut verkrustetes, rotbraunes Haar umrahmte ein feines, wohlgeformtes Gesicht, die Frau war attraktiv gewesen.

„Doktor Glöck hat sie bereits eingehend untersucht“, sagte der Chief, „trotzdem ist es wichtig, dass du das Wesentliche sofort erkennst.“ Dabei hielt er Buchner Latexhandschuhe vor die Nase.

„Ich bin kein Mediziner“, murmelte Buchner, der sich unbehaglich fühlte, als er die Handschuhe überstreifte und den Arm der Toten hoch hob, „aber nach der fehlenden Leichenstarre zu schließen, ist sie erst wenige Stunden tot. Der tiefe Halsschnitt dürfte dazu geführt haben, dass sie verblutet ist. Die starke Blässe weist auf eine rasche Ausblutung hin.“

„Nicht so zaghaft“, polterte Stifter, „heraus damit, was du weißt, laut und deutlich.“

„Tatort und Fundort dürften ident sein“, sagte Buchner etwas lauter.

„Verdammt noch mal, hör endlich auf in der Möglichkeitsform zu sprechen, Tatort und Fundort sind ident. Das begreift sogar ein Knäblein, das noch in die Windeln gackt. Was fällt dir sonst noch auf?“

Buchner nervte diese Art von Überheblichkeit, die Stifter an den Tag legte. Wie ein Prüfling hatte er Rede und Antwort zu stehen. Trotzdem fügte er sich, schließlich war Stifter ein Vorbild. Und er wollte lernen, vielleicht war dies wirklich die beste Methode.

„Es gab wenig Gegenwehr. Der Mörder muss kräftig gewesen sein. Die Strangulierungsansätze am Hals sowie die Stauungsblutungen in ihren Augen zeigen, dass sie gewürgt wurde, bevor der Täter ihr die Kehle durchtrennte.“

„Gut. Und weiter?“

„Es handelt sich um keinen Raubmord. Ihre beiden Ringe stecken noch an den Fingern und ich könnte wetten, dass sich auch ihr Portemonnaie noch in der Handtasche befindet.“

„Richtig“, bestätigte Stifter, „ihr Ehemann war zwar nicht vernehmungsfähig, wir sind aber ziemlich sicher, dass nichts gestohlen wurde. Aber nun weiter, was fällt dir sonst noch auf“, drängte er.

„Auch Sexualmord schlieÙe ich aus“, fuhr Buchner fort, „sie ist vollständig bekleidet und es sieht kaum danach aus, als wä-re sie entblö-ßt und anschließend wieder angezogen worden.“

„Gut so“, ergriff der Chief das Wort, „auÙerdem weisen die Verletzungen darauf hin, dass es sich um einen Angriff von hinten gehandelt hat. Wahrscheinlich kam der Täter von dort drüben, aus dem Gebüsch. Die Männer sind gerade dabei, jeden Millimeter abzusuchen.“

Stifter wandte sich ab und marschierte zu dem Beamten mit der Kamera. „Jedes Krümelchen will ich abgelichtet haben“, hörte Buchner ihn dem Mann zurufen, „verstehst du? Jeden verdammten Kieselstein und jede Schnecke. Dieser verfluchte Halsaufschlitzer muss Spuren hinterlassen haben, wenn er kein Geist ist, und die will ich sehen, kapiert?“

Gottfried Buchner richtete sich langsam auf. Der starre Blick der Toten, der ihr schönes Gesicht entstellte, war kaum zu ertragen. Und dennoch, Buchner wusste nicht, woher diese Ahnung kam, doch irgendwie ließ ihn das Gefühl nicht los, das Opfer habe im Sterben an etwas Schönes gedacht.

*

Todmüde kam Gottfried Buchner spät abends nach Hause. Stundenlang waren er und seine Kollegen treppauf, treppab gelaufen, um die Bewohner der unmittelbaren Umgebung zu befragen. Nun war es also so weit, er konnte sein Lehrbuchwissen in der Praxis einsetzen.

Maria Weingart war von ihren Nachbarn übereinstimmend als liebenswerte, hilfsbereite und allseits geschätzte junge Frau beschrieben worden. Sie hatte als Sachbearbeiterin in einem Immobilienbüro gearbeitet, galt als fleißig und tüchtig. Auch über ihre Ehe war nur Positives berichtet worden. Ein glücklich verheiratetes Ehepaar, das die schönen Dinge des Lebens noch vor sich hatte. Nun war Maria Weingart tot und ihr Mann lag mit einem Nervenzusammenbruch im Krankenhaus.

Es muss schrecklich sein, seinen Partner auf diese Weise zu verlieren, dachte Buchner, als er die Wohnung betrat. Plötzlich umschlich ihn ein wohliges Gefühl der Dankbarkeit, da er selbst nächstes Jahr Silberne Hochzeit feiern durfte.

„Ich fall gleich um vor Müdigkeit“, waren die ersten Worte, die er an seine Gattin richtete.

„Dein Abendessen findest du im Kühlschrank“, antwortete Gerlinde, „es ist genügend Käswurst und Geselchtes von gestern da. Ich bin schon weg, erwarte mich nicht vor Mitternacht.“

„Wie? Wieso? Ich verstehe nicht, du hast doch heute gar nicht Kurs?“

„Du hast schon wieder nicht aufgepasst. Gestern. Als ich dir alles erzählt habe. Ein Seminarkollege hat heute Geburtstag. Ich muss da unbedingt dabei sein, verstehst du?“

„Schade“, sagte Buchner schmallippig, „vorgestern warst du nicht daheim, wegen dieses unnützen Computerkurses und heute bist du schon wieder fort?“

„Was? Unnütz?“, die Frage kam schrill.

„Entschuldige, ich weiß. Du brauchst das für dein Selbstvertrauen. Ich bin es eben nicht gewohnt, dass du abends weg bist.“

Gerlinde Buchner stand fußwippend in der offenen Tür zwischen Vorraum und Wohnküche, die Arme verschränkt.

„Und was habe ich davon, wenn ich meine Abende trübsinnig alleine vor dem Fernseher verbringe? Die Kinder sind aus dem Haus und du hast ohnehin nie Zeit für mich, seit wir in Linz wohnen. Früher, in Neudorf, da hatte ich wenigstens einen netten Chef. Aber hier, dieser nervöse, fahrige und pingelige Geizkragen von Zahnarzt, bei dem ich Mädchen für alles spielen darf, der kostet mich die letzten Nerven. Ohne diesen Kurs bekomme ich nie eine Anstellung als Bürokraft.“

„Gerlinde, bitte, das haben wir oft genug durchgekaut. Ich gebe zu, dass ich derzeit etwas zu viel Zeit für meinen Beruf investiere und ja, du hast natürlich recht, dass du dich ebenfalls weiterbildest.“ Der Anflug eines Lächelns huschte über Buchners Mundwinkel.

Aufgrund ihrer Eile entschlossen, sich besser versöhnlich zu zeigen, schnappte Gerlinde ihre zitronengelbe Handtasche und schnalzte

Buchner einen flüchtigen Kuss auf die Wange. Ein kurzes Winken folgte und schon war sie verschwunden.

„Tja“, sagte Buchner verdutzt, auf die geschlossene Tür starrend. Eigentlich wollte er von seinem Mordfall erzählen und nun war niemand da, um zuzuhören. Thomas erfüllte seit drei Monaten seine Staatsbürgerpflicht beim Bundesheer in Salzburg. Anna, die älteste Tochter, war schon vor Jahren ausgezogen. Sie lebte und arbeitete als Krankenschwester in Kirchdorf. Dass Eva in Wien anstatt in Linz studierte, bereitete Buchner noch immer Magenschmerzen. Keine Argumente, kein Bitten, nichts hatte sie davon abbringen können. Buchners Traum, seine Jüngste würde Jus studieren, um später einmal Richterin zu werden, war zerplatzt wie ein bunter Luftballon. Jahr für Jahr hatte sich dieser wunderschöne Luftballon aufgebläht, in den herrlichsten Farben hatte sich Buchner Evas Zukunft ausgemalt. Als sie endlich die Matura geschafft hatte und Buchners Traumballon endlich in den ersehnten Himmel aufsteigen konnte, war all seine Hoffnung jäh zerstört worden. Psychologie wollte sie studieren, nicht Jus. Warum gerade Psychologie? Buchner verstand die Welt nicht mehr. Was hätte er tun können? Eva hatte wie immer ihren Kopf durchgesetzt. Alle Familienmitglieder hatten zu ihr gehalten, alle hatten auf ihn eingeredet, er hatte nachgeben und schweren Herzens ihre Entscheidung schließlich akzeptieren müssen.

Nun saß er alleine zu Hause. Für sein geliebtes Modellfliegen war es bereits zu spät. Er sah auf die Uhr. Halb neun. Bis er das Flugfeld in Penzing erreicht hätte, würde es zu dämmern beginnen. Egal, er war ohnehin zu müde. Sollte er sich den dicken Wälzer über Gerichtsmedizin noch vornehmen? Nein, nicht heute. Selbst auf die Gefahr hin, dass Stifter ihm morgen wieder Fragen stellen würde. Er wusste ohnehin Bescheid. Er hatte die letzten Wochen genug gelernt.

Nach einem heißen Bad, das ihn noch müder machte, schlapfte er zum Kühlschrank. Lustlos entnahm er ein Stück Geselchtes, um gleich darauf festzustellen, dass er gar nicht hungrig war. Auch recht, sagte er sich. Hatte ihm sein erster Mordfall den Appetit verdorben? Möglich, vielleicht aber war er einfach zu geschafft. Hoffentlich kann ich einschlafen, war sein nächster Gedanke. Dem öden Fernsehprogramm

gelang es jedoch bald, dem übermüdeten Gruppeninspektor den ersehnten Tiefschlaf zu bescheren.

*

Heinrich Stifter studierte gerade den Tatortspurenbericht, als Gottfried Buchner sein Büro betrat.

Schweigend wies Stifter ihn an, auf dem Sessel gegenüber seinem Schreibtisch Platz zu nehmen.

„Nichts“, murmelte der Chief ohne vom Bericht aufzusehen, „nichts, was uns wirklich weiterhelfen könnte. Der Kerl scheint wirklich eine Tarnkappe zu besitzen.“

„Die Obduktion, hat die etwas Genaueres ergeben?“, fragte Buchner.

Als hätte er durch diese Frage eine Schweigepflicht verletzt, funkelte ihn Stifter böse an.

„Diese verdammte Obduktion wird nicht viel bringen. Doktor Glöck hat seinen Bericht noch nicht abgeliefert. Aber ich war gestern dabei, als er sie aufgeschnitten hat. Keine verräterischen Hautpartikel unter ihren Fingernägeln, nichts. Dieser Hurensohn war viel zu schnell. Und stark. Ihr Zungenbein war gebrochen. Würgegriff, ein scharfer Schnitt und sie hatte ausgehaucht. Die Frau war schwanger, hätte in einigen Monaten ihr Baby in den Armen halten können und dann das. Ich habe auf den Bericht der Spurensicherung gehofft, aber dieser nutzlose Wisch bringt uns auch nicht weiter.“

„Der Tatort wurde doch peinlichst genau untersucht“, druckste Buchner kleinlaut heraus.

„Die Kollegen sind noch dabei, die Fußabdrücke zu vergleichen, aber ich habe wenig Hoffnung. Wir werden sehen. Momentan sieht düster aus. Die Frau hat vor ihrem Tod Babywäsche eingekauft. Ich weiß nicht, wie viele Jäckchen und Pulloverchen sie sich an die Brust gehalten hat, jedenfalls haben wir so viele Faserspuren, dass wir einen Strickladen beliefern könnten. Und dann - wo bleibt das berühmte

Motiv? Der Kerl murkst die Frau ab, lässt die Leiche unberührt liegen und verschwindet. Warum?“

Buchner schwieg. Er wartete darauf, dass Stifter sich die Antwort selbst gab.

„Eine Hinrichtung. Ok. Aber warum? Hass? Eifersucht? Ein Mord im Affekt sieht anders aus. Hast du schon einmal ein Opfer gesehen, das aus Eifersucht erstochen wurde?“

Buchner nickte. „Ich kann es mir vorstellen. Ein hasserfüllter Mensch tötet planlos, sticht wütend einfach drauf los.“

„Du sagst es. Das letzte Eifersuchtsopfer, das ich gesehen habe, sah aus wie durch den Tranchierwolf gedreht. Nein, bei diesem Mord waren keine großen Gefühle im Spiel. Und doch wurde sie hingerichtet. Warum?“

Stifter stand auf. „Hör zu!“ Er deutete mit ausgestrecktem Finger auf Buchner. „Deine Kollegen Kurt und Robert sind gerade dabei, die Mieter der Kleingartensiedlung nach den geparkten Autos zu befragen. Vielleicht ist irgendjemandem ein fremder Wagen aufgefallen. Der Parkplatz wird von Hobbygärtnern, Anrainern und Gästen benützt – aber trotzdem. Wir müssen ja irgendwo anfangen. Die anderen versuchen aus dem Computer ähnliche Tathergänge zu finden – möglicherweise liefert uns das aufschlussreiche Fakten. Du wirst mich jetzt zu der lästigen Pressekonferenz begleiten, aber reden werde nur ich, verstanden? Es genügt, wenn diese verrückt gewordene Meute von Journalisten über mich herfällt. Auf lange Diskussionen darf man sich bei diesen Brüdern keinesfalls einlassen, die drehen einem sowieso jedes Wort im Munde um. Die Kerle scheinen einen angeborenen Instinkt zu haben, Informationen herauszukitzeln, das musst du erlebt haben. Da muss sogar ein alter Hase wie ich auf der Hut sein.“

„In Ordnung, und dann?“

„Anschließend werden wir versuchen, mehr über das Opfer in Erfahrung zu bringen. Der Täter hat Maria Weingart einfach liegen lassen wie ein Stück Vieh. Er hat die Leiche weder bedeckt noch hat er versucht sie irgendwie zu verstecken. Das zeigt uns, wie unwichtig sie für ihn war. Die Frau stand ihm nicht nahe, da bin ich mir sicher.“